

ROSE DANIEL

WELT DES FRIEDENS

WIE VIEL BIST DU WERT?

Roman

Copyright © 2023 by



RoseRed Verlag
Breite Str. 49
50170 Kerpen

Web: www.rosered-verlag.de
E-Mail: info@rosered-verlag.de

Lektorat, Korrektorat: Svetlana Kramer
Layout, Satz: Sabine Albrecht
Umschlag, Illustration: Lars Seiffert

Der Songtext stammt aus:
SHE von Herbert Kretzmer & Charles Aznavour
Essex Musikvertrieb GmbH Hamburg

ISBN 978-3-910729-00-1

Druck: BoD – Books on Demand GmbH

Alle Rechte vorbehalten.

*Für meine Familie, die meinen wahren Wert kennt
und ihn täglich durch ihre Liebe steigert.*



PROLOG

Es hatte sie viel Überwindung gekostet, ihn anzurufen. Sie wollte ihm nicht das Gefühl geben, seine Gutmütigkeit auszunutzen, wo sie einander vor zwei Wochen nicht einmal kannten. Nach längerer Überlegung wusste sie jedoch nicht, wer ihr sonst aus dieser schrecklichen Lage aushelfen könnte.

Jetzt saß er auf ihrem Sofa, beide Hände an den Kopf gelehnt, und starrte in die Leere.

Sie war froh, dass er da war. Schon allein seine Anwesenheit gab ihr ein Gefühl von Zuversicht.

»Wie viel Zeit ist schon vergangen?«, fragte er nach.

Sie schaute aus dem Fenster in die dunkle Nacht hinaus. Ihre Augen waren rot von den vergossenen Tränen.

»32 Stunden, etwas mehr vielleicht.«

Er blickte auf den Callpad an seinem Handgelenk. Es war kurz nach Mitternacht.

»Wieso hast du mich nicht früher angerufen?«

»Was hätte das an der Situation geändert?« Es war unnötig ihm zu erklären, dass sie fast um die ganze Welt gereist war, um nach einem möglichen Ausweg zu suchen. Ohne Erfolg.

Sie sah genauso erschöpft aus, wie sie sich fühlte. Ganz anders als noch am Nachmittag, wo sie gemeinsam unbeschwert gelacht hatten.

Als die Welt noch in Ordnung war.

Er sprang von seinem Platz auf und nahm sie in die Arme. So standen sie einige Minuten ratlos vor dem Fenster.

Herz an Herz.

»Wir haben noch 40 Stunden, um ihren Wert wiederherzustellen«, versuchte er sie zu trösten.

»Aber wie? Niemand ist bereit, uns zu helfen. Alle haben Angst, sich gegen das Gesetz zu stellen.«

Er wischte ihr eine Träne von der heißen Wange.

»Das stimmt nicht! Ich werde euch helfen.«

Er nahm ihr Gesicht in beide Hände, so dass sie ihn ansehen musste, und schaute ihr tief in die rehbraunen Augen.

»Du musst nicht allein hier durch. Ich will, dass du das weißt.« Er schenkte ihr ein warmes Lächeln.

Langsam beruhigte sie sich wieder. Seine Worte waren wie Salbe für ihre verletzte Seele.

Was würde sie nur ohne ihn tun?

Sie blickte zur Schlafzimmertür, dann zog sie einen gefalteten Zettel aus der Hosentasche und flüsterte: »Dieser Mann kann ihr vielleicht eine neue Identität besorgen.«

Er warf einen flüchtigen Blick auf die Notiz. »Worauf warten wir dann noch?« Dann trat er einen Schritt zur Seite, bereit aufzubrechen.

»Das ist nicht ganz ungefährlich«, warnte sie ihn vor. »Besser gesagt, es ist nicht legal.«

Sie machte eine kurze Pause, um seine Reaktion zu beobachten. *Wieso sollte er sein Leben für sie riskieren?* Das konnte sie nicht von ihm ver...

Völlig unerwartet zog er sie zu sich ran und gab ihr einen zärtlichen Kuss auf den Mund.

Als wäre es das Selbstverständlichste der Welt.

Als hätte er das schon zig Male zuvor getan.

Erst im Nachhinein begriff er, was so eben geschehen war, und lief puterrot an.

Für sie kam der Kuss so überraschend, dass sie nicht wusste, wie ihr geschah. Ihre Beine fühlten sich an wie Pudding und ihr Herz pochte wild. Es war lange her, als sie das letzte Mal die Lippen eines Mannes auf ihren gespürt hatte. Viel zu lange ...

Peinliche Stille.

Irritierte Blicke.

Und was jetzt?

»Eh, tut mir leid«, stammelte er verlegen. »Ich weiß nicht was ...«

Noch bevor er den Satz zu Ende führen konnte, presste sie ihre Lippen erneut auf seine.

Es war ein langer, leidenschaftlicher Kuss, der sich einfach richtig anfühlte und sie für einen kurzen Augenblick völlig vergessen ließ, in welcher ungeheuren Lage sie steckte.



KAPITEL

1

Das grelle Sonnenlicht strahlte durch die riesige Glaskuppel direkt in die Großraumhalle hinein, in der Menschen verschiedener Herkunft und Altersgruppen, zum Teil hektisch, zum Teil ohne jegliche Eile, durcheinandergingen. An allen Seiten waren lange Warteschlangen vor vielen Schiebetüren nebeneinandergereiht, die in quadratische 1,5 Meter breite Räume führten: den Space Shuttles.

Ein Mann im Anzug, in der ersten Reihe, betrat eines der Shuttles und die elektrischen Türen schlossen sich hinter ihm. Nur ein schmaler blauer Lichtstrahl, der aus dem unteren Schlitz am Boden aufleuchtete, ließ erkennen, dass sich im Inneren etwas tat. Der Shuttle selbst bewegte sich nicht. Als sich die Türen wieder öffneten, war der Mann verschwunden. Ein Teenager, der als Nächstes an der Reihe war, trat gähmend nach vorne.

Weiter hinten in der Schlange stand Amalia Thomson, eine junge schlanke Frau Anfang zwanzig, in helle Jeans und schlichtes weißes T-Shirt gekleidet. Um ihre Hüfte hing ein zusammengebundener Baumwollpullover, hinter dem Rücken

ein gelber, vom vielen Tragen leicht ausgebleicher Rucksack, auf dem unübersehbar »Drama Queens« abgedruckt war. Ihre kastanienbraunen welligen Haare waren zu einem langen Zopf gebunden. Außer leichtem Mascara und etwas Rouge war sie kaum geschminkt. Trotz des fehlenden Glamours strahlte sie eine jugendliche Schönheit aus. Darüber war sich Amalia jedoch nicht bewusst. Mit dem Begriff »schön« hätte sie sich selbst nicht beschrieben.

Seufzend schaute sie auf die Glaskuppel hoch. Mit grünem LED-Licht wurde eine Weltkarte auf die ganze Fläche projiziert, die die aktuelle Uhrzeit in den jeweiligen Ländern wiedergab. Sekunden später wechselte die Anzeige zu der entsprechenden Temperaturangabe.

Amalias Blick richtete sich weiter westlich auf der Karte und blieb bei Illinois stehen. Die Temperatur lag dort bei dreizehn Grad. Sie verzog das Gesicht, löste den Pulli von der Hüfte und streifte ihn sich über.

Hinter ihr, in etwas Entfernung, hing eine große deutsche Flagge. Darüber stand in riesigen Druckbuchstaben auf einem drei Meter breiten Schild: »Willkommen in Berlin«. In unmittelbarer Nähe stand ein seziiertes Musterexemplar eines Flugzeuges der Virgin Atlantic Boeing 747-400. Einige Kinder spielten auf, unter und zwischen den Sitzen herum, während ihre Eltern verzweifelt versuchten, sie daran zu hindern, sich ihre Köpfchen irgendwo anzustoßen.

Dieses Ausstellungsstück wurde, wie Amalia eine Woche zuvor in Erfahrung bringen konnte, aus dem »James Hall Museum of Transport« für altertümliche Transportmittel in Südafrika hierher befördert, um einmal mehr daran zu erinnern, wie dankbar alle Bürger der Weiterentwicklung der Technologie sein durften. Denn sie mussten sich nicht, wie ihre Vorfahren, stundenlang mit hunderten von Leuten in so eine enge Kiste quetschen.

Amalias Urgroßmutter hatte ihr zu ihren Lebzeiten haar-genau geschildert, wie umständlich es gewesen war, von einem

Land in ein anderes zu verreisen. Obwohl Uroma Greta damals noch ein Kind war, konnte sie sich detailliert daran erinnern, wie nervig es war, über mehrere Stunden am gleichen Fleck angeschnallt sitzen zu bleiben, und wie schlecht ihr immer bei der Landung wurde. Ganz zu schweigen von der Langeweile.

Man hätte damals über zehn Stunden benötigt, um von Deutschland in die USA zu reisen. Innerhalb Europas, wie die Leute die damaligen Kontinente nannten, ging es zwar etwas schneller, umständlich war es aber trotzdem, wenn man nicht an der Grenze zu einem anderen Land lebte. Und damit war es den Menschen fast unmöglich, in Deutschland zu leben und gleichzeitig woanders zu arbeiten. Jetzt hingegen reiste Amalia bis auf den Sonntag täglich in die Staaten. Dort befand sich nämlich einer ihrer drei auf der Welt verstreuten Arbeitsplätze.

Erleichtert atmete sie auf und bedankte sich im Geiste bei der Forschung, dass ihr diese Erfahrung – wie eine Sardine in der Büchse namens Flugzeug zu sitzen –, verschont geblieben war. Das sezierte Musterstück erfüllte somit seinen Zweck.

Noch immer in Gedanken versunken, blieb ihr Blick, als sie im Fluss der Warteschlange nach vorne schritt, plötzlich an einer etwa achtjährigen Asiatin hängen, die einige Reihen weiter beinahe hauteng hinter einem korpulenten Mann stand und mit irgendetwas an seiner Aktentasche herumfuchtelte.

Erst auf den zweiten Blick erkannte Amalia den schmalen Laserstrahler in der Hand des Mädchens, mit dem sie ein ungerades, aber sonst ziemlich professionelles Rechteck in die Tasche brannte, so dass eine Öffnung entstand. Vorsichtig steckte sie ihre winzige Hand hinein und zog nach kurzem Herumwühlen ein silbernes Döschen heraus. Nach einem raschen Blick in den Behälter ließ sie diesen zufrieden unter ihrem Oberteil verschwinden.

Entsetzt sah Amalia ihr dabei zu, wie sie mit kleinen, hastigen Schritten aus der Schlange heraus eilte, ohne dass ihr irgendjemand Beachtung schenkte.

Waren denn alle blind? Das durfte sie nicht einfach so zulassen. Nicht nur wurde der ahnungslose Mann hinterlistig bestohlen, *was sollte denn mal aus diesem Kind werden?* Sie war die nächste Generation. Irgendjemand musste sie daran hindern, den falschen Weg einzuschlagen, solange es nicht zu spät war.

Amalia blickte einmal um die eigene Achse.

Wo waren bloß die Keeper, wenn man sie brauchte?

Doch der einzige grün uniformierte Mann, den sie neben einem der Space Shuttles erkannte, befand sich in zu großer Entfernung, um einzuschreiten.

Währenddessen marschierte die kleine Asiatin flink durch die Menschenmenge und blickte dabei triumphierend in die Ferne, wo sie bereits erwartet wurde. Ihr Lächeln wechselte jedoch schnell zu einem erschrocken »Ah!«, als sie von hinten am Arm gepackt wurde. Ruckartig blieb sie stehen und schaute über ihre schmale Schulter nach hinten. Amalia stand mit zusammengezogenen Augenbrauen über sie gebeugt und blickte finster in die unschuldigen Kinderaugen.

»Wer hat dir das Stehlen beigebracht?«, sagte sie in einem merklich wütenden Tonfall.

Das Mädchen antwortete nicht, versuchte sich stattdessen, von Amalias Griff zu lösen, doch vergebens. Diese steckte die freie Hand unter das Oberteil der jungen Diebin und zog das gestohlene Döschen hervor. Demonstrativ hielt sie es in die Höhe.

»Wirst du freiwillig sagen, für wen du arbeitest, oder soll ich die Keeper rufen?«

Hastig schüttelte das Mädchen den Kopf und sprach mit zittriger Stimme auf Koreanisch.

Amalia zog irritiert eine Braue hoch, erinnerte sich dann, dass sie vergessen hatte, ihren Translator einzuschalten, und drückte sofort auf einen unauffälligen Knopf an dem hautfarbenen Hörgerät, das in ihrer rechten Ohrmuschel befestigt war. Es ertönte ein Piepsen.

»Also, wirst du jetzt reden oder nicht?«, beharrte sie weiter.

Das Mädchen sprach erneut auf Koreanisch, nur wurden ihre Worte diesmal von einer computergenerierten Stimme simultan in Amalias Ohr ins Deutsche übersetzt: »Bitte Miss, nicht die Keeper rufen!«

Amalia schaute ihr fest in die Augen und ließ sich dabei nicht von der unschuldigen Miene täuschen. »Sag mir erst, für wen du arbeitest!«

Die Augen des Mädchens waren bereits feucht. »Für niemanden, Miss«, erwiderte sie mit zittriger Stimme.

Enttäuscht schüttelte Amalia den Kopf. »Wie sollst du jemals lernen, deinen eigenen Wert zu steigern, wenn du schon so jung gegen die sozialen Werte gehst?«

Das Mädchen schaute sie verständnislos an. Amalia betrachtete derweilen den Chip, der in die winzige Hand implantiert war.

»Haben dir deine Eltern nicht beigebracht, dass man nicht stehlen soll?«

Der Blick des Mädchens schweifte zu einem Punkt hinter ihrer Anklägerin. Intuitiv drehte sich diese um und entdeckte an einer der Säulen eine junge Frau, ebenfalls asiatischen Ursprungs, mit einem Säugling im Arm. Als sich ihre Blicke trafen, versteckte sich die Fremde hinter der Säule.

Schlimmer noch als delinquente Kinder fand Amalia Eltern, die ihre Sprösslinge zu solch einer Tat animierten.

»Das ist ja widerlich. Solche Mütter gehören weggesperrt!«, äußerte sie voller Empörung.

Durch die Ablenkung ließ sie den Arm des Mädchens locker, ohne es zu merken. Diese nutzte die Gelegenheit und lief davon. Amalia überlegte kurz, ihr nachzurennen, wollte aber nicht negativ in der Öffentlichkeit auffallen. Das war die ganze Sache nicht wert.

Sie entdeckte erneut den Mann in blattgrüner Soldatenuniform nun in unmittelbarer Nähe. Wie alle Wächter trug er auf einer Seite seines Gürtelriemens einen kompakten Scanner bei sich, auf der anderen eine Taser-Pistole. Das war nichts anderes

als ein Elektroimpulsgerät mit effektiver, jedoch langfristig ungefährlicher Stromschlag-Wirkung bei Gefahrensituationen.

Mit schnellen Schritten marschierte sie auf ihn zu.

»Weltfrieden, Sir!«

Der Mann wandte sich ihr zu: »Weltfrieden, Miss!«

Suchend blickte Amalia durch die Masse, mit der Hoffnung das Mädchen zu entdecken. »Ich habe einen Diebstahl zu melden.« Sie hielt ihm das silberne Döschen entgegen. »Das wurde dem Mann da drüben gestohlen.«

Mit ausgestrecktem Arm deutete sie hinter sich, bemerkte dann aber an dem verwunderten Blick des Keepers, dass der ursprüngliche Besitzer schon längst nicht mehr da war. Ein enttäuschtes Seufzen folgte. »Ich bin wohl zu spät.«

Der Keeper betrachtete das Döschen in ihrer Hand. »Na, zeigen sie mal her!« Kaum hatte er hineingeschaut, hörte sie ihn schmunzeln. »Ich denke, der Besitzer wird den Verlust verkraften.« Er reichte ihr das Döschen zurück.

Als auch Amalia den Inhalt sah, erröteten ihre Wangen. Es war ein Haselnuss-Sandwich, dessen Geruch nun intensiv zu ihr hervordrang.

Der Keeper versuchte, den peinlichen Moment mit dem Kommentar: »Lassen Sie es sich schmecken, Miss«, zu überspielen, doch Amalia konnte nicht darüber lachen. Beschämt senkte sie den Kopf.

»Gut, dass wir solche vorbildlichen Bürger wie Sie haben«, fügte er amüsiert hinzu und wandte sich mit einem beiläufigen »Weltfrieden!« von ihr ab.

Kaum hörbar nuschelte Amalia ebenfalls »Weltfrieden«, obwohl er schon längst gegangen war, dann starrte sie wieder auf das Sandwich in ihrer Hand.

Wie hungrig musste die Kleine gewesen sein, um ein beschmiertes Toastbrot zu stehlen?

Sie schaute erneut zur Säule hinüber, an der vorhin noch die Mutter mit ihrem Baby im Arm stand, und ein entsetzliches Gefühl der Scham überkam sie.

»Bitte identifizieren Sie sich«, erklang eine freundliche Frauenstimme aus dem Lautsprecher des Space Shuttles.

Amalia hielt die Innenfläche ihrer linken Hand vor einen flachen Scanner, der neben der elektronischen Schiebetür angebracht war. Auch in ihrer Hand befand sich ein kaum sichtbares Chipimplantat, das unter der dünnen Hautschicht leicht abstand.

Die Türen des Shuttles schlossen sich, während die Frauenstimme weitersprach: »Wohin möchten Sie reisen, Amalia?«

»Downtown Chicago«, antwortete sie, noch immer betrübt über den Sandwich-Vorfall, während sie sich auf einen blutroten Kreis stellte, der auf dem Boden abgebildet war und mit seinem verkehrten Y in der Mitte an ein Peace Zeichen erinnerte.

»Bitte stellen Sie sich auf die rote Markierung«, ertönte es weiter aus dem Lautsprecher.

Amalia verdrehte schnaufend die Augen. Ein blauer Lichtstrahl schien von oben auf sie herab und scannte sie von allen Seiten, um sicherzustellen, dass sie keine gefährlichen oder illegalen Güter bei sich trug.

Vor zwei Monaten hatte sie live miterlebt, wie der Alarm in einem der Space Shuttles neben ihr losging und die elektronischen Türen für mehrere Minuten verschlossen blieben, bis zwei Keeper angerannt kamen, um den verdächtigen Mann, mit zu viel Gramm Haschisch in der Tasche, abzuführen. Sie hatte noch den Schrei des Mannes im Ohr, der durch den 50.000 Volt Stromschlag in seinem Körper ausgelöst wurde. In nur fünf Sekunden wurde er ausweglos auf die Knie gezwungen und innerhalb von einer Minute abgeführt.

Die Frauenstimme sprach im heiteren Tonfall weiter: »Ihre Reise beginnt in zehn Sekunden.«

Amalia zählte die Zeit ihrer Gewohnheit nach leise mit.

Langsam begann sich ihre Kleidung aufzulösen, sodass sie erst in Unterwäsche, dann völlig nackt dastand. Als Nächstes folgte ihr Rucksack, samt dem Inhalt, dann ihre Schuhe. Durch

das Auflösen der fünf Zentimeter Absätze plumpste sie mit den Hacken leicht nach unten. Dann folgte das bekannte Kribbeln von den Zehenspitzen bis hoch in den Haaransatz.

Bevor sie die Zahl Zehn ausgesprochen hatte, zerfiel schließlich ihr eigener Körper in tausende Molekülteile und verschwand binnen Sekunden spurlos. Kurz darauf bildeten sich die einzelnen Atomkerne aus dem Nichts zurück und sie tauchte wieder voll bekleidet auf.

»Willkommen in Chicago!«

Amalia trat aus dem Kreis heraus und ging auf die Schiebetür zu. Kaum begann die Stimme wieder zu sprechen, wiederholte sie gelangweilt jedes Wort synchron mit, während sie einen Schal aus dem Rucksack herauszog und ihn um den Hals wickelte.

»Ihr sozialer Wert beträgt 1.250 Merits. Bitte denken Sie daran, Ihren Wert zu steigern. Ihr Social Value ist unterdurchschnittlich. Sorgen Sie mit uns gemeinsam für eine bessere Gesellschaft. Vielen Dank!«

Während die Stimme weitersprach, gab Amalia nur ein genervtes »Bla bla bla ...« von sich. Es war einfach nur frustrierend, jedes Mal an ihren geringen Wert erinnert zu werden. Dabei war ihr bewusst, dass sie überdurchschnittliche Leistung erbrachte und ihr wahrer Wert weit über der Norm liegen musste. Zumindest bevor sie ihn gegen die hochwertigen Medikamente und Arztbesuche eintauschte. Doch nichts davon interessierte irgendjemanden, genauso wenig wie die eigentlichen Gründe für ihren geringen Wert. Was zählte, war nur die aktuelle Höhe der Zahl auf dem Chip.

»Wir wünschen Ihnen einen schönen Aufenthalt und Weltfrieden!«, verkündete die heitere Stimme.

Amalia konnte nicht anders, als erneut mit den Augen zu rollen. Sie ertrug diese gutgelaunte Plapperei nach all den Jahren nicht mehr. Mindestens dreimal täglich und das fast sieben Tage die Woche musste sie das Gleiche über sich ergehen lassen. So oft machte sie vom Space Shuttle Gebrauch.

Die Stimme von »Nervita« – so hatte sie die Unbekannte insgeheim getauft – war ihr mittlerweile vertrauter als ihre eigene. Wahrscheinlich würde sie die selbst noch im Ohr haben, wenn sie im Sterben lag.

Die Türen des Space Shuttles öffnen sich endlich. Eine kühle Brise zog von außen hinein. Aus der Ferne erkannte sie schon die rot-blaue Fahne der USA mit seinen 50 Sternen, die an die alten Bundesstaaten erinnerten. Die ganze Reise aus Berlin hierher hatte keine fünf Minuten gedauert. Die neue Woche würde hingegen nicht so schnell vergehen. Es war nämlich Montag.

Amalia trat in das hellerleuchtete Shuttle Center hinaus.

»Na dann, auf in's Abenteuer Alltag!«, murmelte sie lustlos vor sich hin, ohne jeglichen Schimmer, welche unvorstellbaren Überraschungen diese Woche für sie bereithielt.